

Sie unterhielt sich gerade mit einer Frau im Haus – entweder Despina oder dem Dienstmädchen –, die ich nicht sehen konnte. Zuerst dachte ich, die beiden würden so streiten, dass sie gleich aufeinander losgingen, doch dann lachte eine der Frauen schallend. Gleich darauf ging das Gekeife von neuem los.

Obwohl mein Zimmer klein war, genügte es mir völlig. In der Mitte standen zwei auseinander geschobene Doppelbetten, es gab einen kunstvoll geschreinerten, aber wackeligen Schrank für meine Kleider, und von der Decke hing eine schwach glimmende, nackte Glühbirne als einzige Lichtquelle, für die Bettlektüre nicht gerade geeignet. Das angrenzende Badezimmer war mit prächtigen vergoldeten Armaturen ausgestattet, doch wenn man den Wasserhahn aufdrehte, lief nur ein dünnes Rinnsal ins Waschbecken, dessen Stöpsel viel zu klein war. Abgesehen von diesen kleinen Mängeln war alles perfekt.

Außerdem entdeckte ich sie an jenem Tag erst später, und dann störten sie mich nicht mehr.

Sowie ich allein in meinem Zimmer war, schälte ich mich aus meinen Reisekleidern, öffnete meinen Koffer und zog meinen nagelneuen, supermodischen schwarzen Badeanzug an. Darüber streifte ich ein übergroßes T-Shirt, schlüpfte in ein paar Sandalen, setzte Hut und Sonnenbrille auf, schnappte mir ein Handtuch, und schon lief ich die Treppe hinunter, durch die Bar und über den Strand zum Meer. Dort warf ich meine Habseligkeiten auf einen Haufen, tauchte kopfüber ins Wasser und schwamm.

Ich liebe das Schwimmen, und ich bin eine gute Schwimmerin; doch welcher Unterschied macht das überfüllte Becken mit gechlortem Wasser im Vergleich zum Mittelmeer! Ich genoss die sanfte, sinnliche Berührung des salzigen Wassers auf meinem Körper und schwamm lange, mit kräftigen Zügen. Nahe am Strand tummelten sich Kinder auf Luftmatratzen, und weiter draußen waren Leute mit Schlauchbooten, aber als ich alle hinter mir gelassen hatte, gehörte das Meer mir. Ich legte mich auf den Rücken und ließ mich vom Wasser tragen. Als ich die Augen schloss, tanzten bunte Fünkchen auf meinen Lidern. Dann trat ich Wasser und betrachtete die Insel, während ich den Stimmen, dem Gelächter und den vergnügten Schreien der Menschen lauschte.

Die Insel war von Felsen zerklüftet, und der höchste Berg hatte einen abgeflachten Gipfel, so dass er aus meiner Position wie der Kopf eines Büffels aussah. Später erfuhr ich, dass der Berg Eberkopf genannt wurde, also hatte ich gar nicht so Unrecht gehabt. Die Gipfel zu beiden Seiten waren gezackter, steil abfallend und ohne jeden Bewuchs. Die Berge wirkten im Gegensatz zu dem einladenden Strand schroff und abweisend. Ich fragte mich, ob dieser winzige Punkt, hoch oben im stahlblauen Himmel, ein kreisender Adler sei.

Ich war von einer kleinen Sandbucht aus ins Meer gegangen, die zu der größten Bucht von Yerolimani gehörte. Dort gab es eine alte Stadt mit einem malerischen Hafenviertel und weiter entfernt eine Anlage für Touristen.

In meiner Bucht gab es nur das Hotel, in dem ich wohnte, und eine Hand voll verstreute Häuser, ein paar Cafés und Tavernen. Aber hier gab es einen Sandstrand, während die Strände Yerolimanis steinig waren, weswegen wohl die Badenden in diese Bucht kamen.

Ich blieb über eine Stunde im Wasser, ehe ich mir meinen Weg durch Tretboote, plantschende und spielende Kinder zurückbahnte. Erst als ich mein T-Shirt anzog, spürte ich ein Kratzen zwischen den Schulterblättern und merkte, dass ich in der Eile vergessen hatte, das Etikett von meinem neuen Badeanzug zu entfernen. Ich muss wie ein Objekt zur Versteigerung ausgesehen haben, als ich mit dem riesigen Label am Rücken über den Strand marschierte.

Dies war ein erster kleiner Hinweis darauf, dass Ferien, die man alleine macht, alle möglichen Probleme mit sich bringen können, von denen ich nicht einmal geträumt hätte.

Und im Laufe des Tages sollten noch ein paar Probleme mehr auftauchen.

Als ich diesen Urlaub plante, hatte ich eine präzise Vorstellung davon, wie meine Tage ablaufen würden: als eine der unerschrockenen Alleinreisenden, die ich immer bewundert habe. Frühmorgens, wenn es noch kühl ist, wollte ich mit Proviant und Skizzenbuch ausgedehnte Streifzüge ins Landesinnere unternehmen und die knorrigen Olivenbäume, die Bauernhäuser und die Landschaft zeichnen. Dann wollte ich schwimmen und mich, solange es mir gefiel, der Muße hingeben. Es würde keine ermüdenden Diskussionen über den Tagesablauf oder das Essen geben. O nein! Solche Streitereien können sogar engste Freundschaften zerstören. Zwei Wochen in meinem Leben konnte ich so maßlos sein, wie ich wollte. Wie würden mich die anderen um meine Freiheit beneiden! Bei meinem Anblick würden alle die Verliebten, Verheirateten und mit einer Familie Belasteten denken: Hier ist endlich mal eine Frau, die sich vom Leben nimmt, was sie will.

Doch nun zur Wahrheit. Als ich diese Reise im Februar plante, wollte ich sie zusammen mit einem gewissen Mike Barrett machen, obwohl ich eigentlich hätte wissen müssen, dass unsere Beziehung für einen Urlaub zu zweit nicht stabil genug war. Natürlich hätte ich die Buchung stornieren können, als sich herausstellte, dass unsere gemeinsame Vorliebe für Meeresfrüchte und die Filme von David Lynch nicht ausreichten. Aber ich hatte mich damals so über Mike Barrett geärgert, dass ich verflucht sein wollte, wenn ich mir von ihm auch noch meine Urlaubspläne verderben ließ. Ich hätte auch eine Freundin einladen können, mich zu begleiten. Aber alle meine engen Freundinnen waren gerade im Augenblick glücklich verliebt und nicht bereit, Mister True Love zu verlassen, auch nicht für vierzehn Tage.

Also verfluchte ich Mike Barrett und redete mir ein, dass ich mich mein Leben lang nach Solo-Ferien gesehnt hatte. Es hatte mir früher nur an Selbstvertrauen gefehlt, und jetzt zwang mich das Schicksal dazu, diesen Plan zu verwirklichen. Ich musste mir gegenüber eine ziemlich gute Überzeugungsarbeit geleistet haben, denn die Nachteile meines Solo-Abenteuers wirkten fast wie ein Schock auf mich.

Auch an dem ersten Tag nach meiner Ankunft auf der Insel dauerte der Zauber an. Dank des trüben Funzellichts war ich früh eingeschlafen und erwachte, gerade als die Sonne am Horizont aufging. Vor dem Frühstück machte ich einen Spaziergang, nach dem Frühstück ging ich schwimmen. Ich zeichnete die dürren Äste des Olivenbaums hinter der Taverne, ich faulenzte, schwamm wieder und war glücklich. Ich ging in die Stadt, streifte durch die Gassen, an kleinen Läden und Cafés vorbei, und schlenderte zum

Hafen, wo die Fischer Unmengen kleiner Fische direkt von ihren Booten verkauften. Alles war perfekt. Der Ort war so zauberhaft, dass mir Mike Barrett um ein Haar Leid getan hätte, weil ihm das alles entging – aber gleichzeitig befriedigte mich der Gedanke, weil er meinen Rachedurst stillte.

Nicht, dass ich voller Rachegefühle gewesen wäre. Wenn man wirklich glücklich ist, gibt man sich solchen niederen Gefühlen nicht hin.

Wenn irgend möglich war der zweite Tag sogar noch besser als der erste.

Erst am dritten Tag lief etwas schief. Am Abend zuvor hatte ich den Pfad entdeckt, der durch Gebüsch und ein ausgetrocknetes Flussbett zu einigen flachen Felsen führte, die mir schon bei meinem ersten Schwimmen aufgefallen waren. Dort schien sich kaum jemand aufzuhalten, und ich hielt es für ein schönes, ruhiges Plätzchen, ehe die Sonne zu heiß wurde.

Wie üblich mit Handtuch, Sonnencreme, Buch, Hut und Sonnenbrille ausgerüstet, kletterte ich über die Felsen zu der flachsten Stelle, um dort ein Sonnenbad zu nehmen. Der Fels fiel steil zum sandigen Bett des Meeres ab. Perfekt. Mit einem Kopfsprung tauchte ich ins Wasser und schwamm.

Als ich zurückkam, saß ein schlanker Mann auf dem Felsen über meinem Handtuch. Hatte er mich direkt im Blickfeld? Neben sich hatte er ein winziges, blechern schepperndes Transistorradio gestellt, aus dem griechischer Pop plärrte. Alles andere als meine Lieblingsmusik.

Das Alter des Typen war schwer zu schätzen, irgendwo zwischen zwölf und dreißig. Er hatte ein bizarres Gesicht: hervorquellende, schielende Augen und einen schlaffen Mund, der immerzu offen stand. Sein Haar war dunkel, sein Körper tiefbraun und sehr dünn. Er trug glänzende Shorts, die so schlapperig waren, dass ich fürchtete, sie würden ihm runterrutschen, sobald er aufstünde. Keine reizvolle Aussicht.

Er schaute aufs Meer hinaus – jedenfalls mit einem Auge. Das andere betrachtete den Himmel. Durch nichts konnte ich erkennen, ob er mich überhaupt bemerkt hatte. Ich setzte mich auf mein Handtuch und sagte mir, er sei rein zufällig hier und würde sicher bald gehen. Jedenfalls würde er mich nicht stören. Ich atmete tief ein und fühlte, wie das Salzwasser auf meiner Haut trocknete.

Dann legte ich mich hin und schloss die Augen. Nach etwa fünf Minuten wurde die Musik merklich lauter. Ich öffnete die Augen. Der Transistor und sein Besitzer waren mir etwa anderthalb Meter näher auf die Pelle gerückt. Der Typ schien noch immer, ohne mich zu beachten, aufs Meer zu starren.

Als ich das nächste Mal die Augen wieder aufmachte, war er noch näher gerückt. Wenn er in diesem Tempo weitermachte, saß er in weniger als fünf Minuten auf meinem Handtuch. Also war es Zeit zu gehen. Denn ich kannte kein Gesetz, das es Einheimischen verbot, in ihrer Heimat auf Felsen zu sitzen. Deshalb sammelte ich meine Siebensachen ein und stolzierte über die Felsen zu dem Pfad, der zum Strand führte. Der Typ starrte weiter aufs Meer, trommelte mit seinen braunen Fingern zum Takt der Musik auf sein Knie, ohne das geringste Zeichen, dass er mein Weggehen bemerkt hatte. Ich fragte mich, ob ich mir sein Näherschleichen nicht eingebildet hatte.

Ich ging in eins der Cafés am Strand und bestellte eine Limonade. Dann beobachtete ich zwei Pärchen, die eine Art Turnier im seichten Wasser veranstalteten. Die Frauen – eine dunkelhaarig, eine blond und beide etwa in meinem Alter – saßen auf den Rücken der Männer. Das Spiel war hauptsächlich ein Vorwand, um sich schreiend und quietschend ins Wasser fallen lassen zu können. Dann kletterten die Männer auf die Rücken der Frauen. Es sah lustig aus, so als würde es Spaß machen. Jedenfalls mehr Spaß als allein eine Limonade zu trinken und sich zu fragen, welches Taschenbuch man als Nächstes lesen sollte.

Und dann – verdammt noch mal! Das Kratzen eines Stuhlbeins aus Metall zu meiner Rechten. Ich brauchte nicht einmal den Kopf zu drehen, um zu wissen, dass sich Lover Boy neben mir niedergelassen hatte. Ich fühlte mich verfolgt und merkte, wie Ärger in mir aufwallte. Mein Problem war, dass mir wegen meines freundlichen Äußeren niemand echtes Durchsetzungsvermögen zutraute. Wenn ich auch innerlich wütete, so sah man es mir nie an. Die Rolle einer Megäre lag mir nicht, und wenn ich mich jetzt zu meiner vollen Größe von einem Meter vierundsechzig aufgerichtet und ihn angeschrien hätte, er solle die Fliege machen und mich in Ruhe lassen, würde er wahrscheinlich nur lachen. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass wütende Reaktionen meistens nichts nützen. Um sich selbst zu schützen, muss man subtilere Methoden anwenden.

Also kehrte ich in mein Hotel zurück, und als er auf der Terrasse vorm Haus rumlungerte, schlüpfte ich durch die Hintertür und ging den längeren Weg nach Yerolimani.

Ich hatte das Gefühl, mein Problem nicht besonders gut gelöst zu haben, und das hatte ich auch nicht. Denn während der nächsten anderthalb Tage tauchte Lover Boy immer dann auf, wenn ich glaubte, ihn abgeschüttelt zu haben. Er näherte sich mir nicht, noch sprach er mich an. Hätte er das getan, hätte ich ihm wenigstens die Meinung sagen können – aber so war ich nur wütend und fühlte mich bedrängt, ohne zu wissen, was ich dagegen unternehmen konnte. Ein- oder zweimal ertappte ich ihn dabei, wie er meinen Busen oder meine Beine anstarrte, aber er starrte sie nur mit einem Auge an. Das andere wanderte über den Himmel oder die Hügel wie der Strahl eines Suchscheinwerfers, deshalb konnte ich mir dessen nie hundertprozentig sicher sein.

Am folgenden Abend glaubte ich, dass Lover Boy aufgegeben haben müsse. Seit dem Morgen hatte ich ihn nicht gesehen. Da war es mir gelungen, ihm so lange und so böse in sein gesundes Auge zu starren, dass er sich zu meiner Erleichterung verdrückt hatte.

Ich marschierte zu einem abgelegenen Strand, etwa achthundert Meter hinter jenen Felsen, von denen mich Lover Boy verjagt hatte, und machte die Entdeckung, dass ich am Nacktbadestrand gelandet war. In Yerolimani und meinem kleinen Strand gab es ein paar entschlossene Frauen, die sich nur im Monokini präsentierten, aber hier spazierten alle im Adams- oder Evakostüm umher.

Ich war ganz begeistert von dieser Entdeckung, denn ich hatte bereits gemerkt, dass ich durch meinen hochmodischen Badeanzug am Körper anfang, wie ein geschecktes Pony auszusehen. Außerdem hatte ich schon oft von dem Vergnügen des Nacktbadens gehört. Also konnte ich es gar nicht erwarten, mich auszuziehen und in das kühle blaue Meer zu tauchen.

Da die Nackedeis alle so glücklich aussahen, kam ich mir mit meinen Kleidern deplatziert vor. Ich streifte meinen Sarong schnell ab und cremte Beine, Arme und Schultern ein. Danach hakte ich die Träger meines Badeanzugs auf und cremte Busen und Bauch ein. Dann stand ich auf und zog mich ganz aus. Gerade hatte ich wieder Creme auf meine Hand geschmiert und wollte mein blasses Hinterteil damit einreiben, da merkte ich, dass ich beobachtet wurde. Nur ein paar Meter entfernt, noch immer in seinen schlabberigen silbernen Shorts, mit hochgezogenen Knien, saß Lover Boy im Sand. Und dieses Mal starrte er mich mit einem Auge wirklich an.

Mich. Und in dieser Sekunde erkannte ich, dass mein Möchtegern-Liebhaber mehr geile Lüsternheit in sein eines Auge packen konnte als die meisten Männer in zwei. Sein Mund klappte noch mehr herunter und verzog sich zu einem breiten Grinsen.

Ich war verärgert. Ich war mehr als verärgert, ich war wütend. Ich war kurz davor, zu ihm zu gehen und ihm zu sagen, was ich von ihm hielt und was ich wünschte, dass er mit sich mache – aber dann wurde mir bewusst, dass ich in diesem Augenblick wohl kaum dazu in der Lage war. Wahrscheinlich würde er die Tatsache, von einer nackten Frau in einer fremden Sprache angeschrien worden zu sein, als einen der Höhepunkte in seinem Leben betrachten.

Also drehte ich mich um und marschierte schnurstracks ins Wasser. Normalerweise schäme ich mich meiner Figur nicht, ich bin auch nicht gehemmt. Aber während dieser kurzen Strecke von meinem Handtuch bis zum Ufer war ich mir jedes Quadratzentimeters meines Körpers bewusst – vor allem meines weißen, wippenden in der Sonne leuchtenden Hinterteils.

Ich platschte ins Wasser, atmete tief ein, tauchte und schwamm so lange wie möglich unter Wasser. Als ich wieder auftauchte, konzentrierte ich meine ganze Wut ins Schwimmen und durchpflügte das Meer mit energischen Kraulbewegungen.

In meiner Rage wagte ich mich weiter als je zuvor hinaus. Ich hielt erst inne, als ich die Bucht bereits hinter mir gelassen hatte – weiter, als sich die kühnsten Schwimmer hinauswagten. So war ich an jenem Spätnachmittag allein. Ich drehte mich um und trat eine Weile Wasser. Am Strand konnte ich keine Menschen mehr erkennen, deshalb wusste ich nicht, ob mein Verfolger eventuell aufgegeben und sich eine andere Beute gesucht hatte.

Die Sonne sank bis auf das Niveau des höchsten Gipfels der Insel, den Eberkopf. Die Abhänge lagen bereits in tiefen Schatten: Zum ersten Mal konnte ich mir vorstellen, wie es auf der Insel im Winter war, düster und kalt.

Mir schauderte. Während ich schwamm, war eine leichte Brise zu spüren. Ich hatte gehört, dass am Mittelmeer sogar im Juni schnell Stürme aufkommen können. Und ich war mir nur zu bewusst, dass ich weit von der Küste entfernt war und nackt und dass die See unter mir sehr tief war. Beim Wassertreten spürte ich etwas Kühles an den Füßen. War das Tang? Oder etwas anderes?

Ich kannte dieses Meer und seine Strömungen nicht. Wut hatte mich so weit hinausgetrieben, doch jetzt war ich nicht mehr wütend, ich fürchtete mich. War ich wirklich die ganze Strecke geschwommen, oder hatte mich eine starke Strömung so weit hinausgetragen? Vielleicht wurde ich trotz meiner Anstrengungen immer weiter